

Arbeiten zur Sprachphilosophie Thomas von Aquins

Von Albert Keller, S. J.

Angesichts des breiten Interesses, das der Sprache in der heutigen Philosophie entgegengebracht wird, mag es überraschen, daß Arbeiten über die sprachphilosophischen Auffassungen Thomas von Aquins nur sehr spärlich zu finden sind.

Abhandlungen über die Geschichte der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie allgemein (1.1 und 1.2) oder speziell im Mittelalter (2.1, 2.2, 2.3 und 2.4; vgl. auch 2.5 und 2.6) begnügen sich, wenn sie Thomas überhaupt erwähnen, verständlicherweise mit kurzen Hinweisen. Gelegentlich finden sich auch Bemerkungen zur Sprachauffassung Thomas von Aquins in Werken, die seine Philosophie darstellen, besonders wenn sie Fragen der Logik im weiteren Sinn behandeln, also etwa die Analogielehre, das Universalienproblem, die Kategorien oder ähnliches (Literatur dazu in 2.7), wie umgekehrt in sprachphilosophischen Arbeiten bisweilen, allerdings selten genug, Bezug auf Thomas genommen wird (z. B. in 2.8 und 2.9).

Einige Untersuchungen, die sich mit der Thomanischen Lehre vom „Wort“, besonders mit ihren theologischen Hintergründen und der Rolle des ‚verbum interius‘ in der Erkenntnis befassen (3.1, 3.2, 3.3 und – kritisch – 3.4), stellen weniger selbst

1. Zur Geschichte der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie allgemein

1.1 *H. Arens*, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart (Freiburg/München 1955); erwähnt Thomas nicht.

1.2 *E. Coseriu*, Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike zur Gegenwart. Tl. I. Von der Antike bis Leibniz. Vorlesungsnachschrift (Tübingen 1969). Zu Thomas: 90–91; 125–129; 134.

2. Zur Lehre von der Sprache im Mittelalter

2.1 *P. Rotta*, La filosofia del linguaggio nella patristica e nella scolastica (Torino 1909).

2.2 *M. Grabmann*, Die Entwicklung der mittelalterlichen Sprachlogik: MAtl. Geistesleben I (München 1926) 104–147.

2.3 *P. Rotta*, La filosofia del linguaggio nel medioevo: RevFilNeoscol 32 (1940) 453–458.

2.4 *J. Pinborg*, Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter (Münster/Kopenhagen 1967). Hinweise auf Thomas im Text: 42, 45, 48, 56, 68, 150, 177, 248.

(2.5 und 2.6 zur Lehre von der Grammatik)

2.5 *M.D. Chenu*, Grammaire et théologie aux XII^e et XIII^e siècles: ArchHistDoctrLittMA Bd. 10 (1936) 5–28.

2.6 *R.H. Robins*, Ancient and Mediaeval Grammatical Theory in Europe (London 1951).

2.7 *J.M. Bocheński*, Formale Logik (Freiburg/München 31970); (Bibliographie zur Logik des MA 549–567 und 607 f.; Thomas von Aquin 564 f.).

2.8 *M.J. Charlesworth*, Philosophy and Linguistic Analysis, Duquesne Studies, Philosophical Series 9 (Louvain 1959) (207–220: Analysis and Scholasticism).

2.9 *G. Söhngen*, Analogie und Metapher. Kleine Philosophie und Theologie der Sprache (Freiburg/München 1962).

3. Zur Philosophie des Wortes bei Thomas

3.1 *P.L. Bruns*, Metaphysik des Wortes. Diss. (Bonn 1937) behandelt S. 27–52 Thomas und dessen Worttheologie als Grundlage seiner Wortphilosophie.

3.2 *Th. Pruffer*, Sein und Wort nach Thomas von Aquin. Diss. (München 1959).

3.3 *B. J. Lonergan*, Verbum. Word and Idea in Aquinas, ed. *D. B. Burrell* (Notre Dame 1967).

3.4 *P. Sheehan*, Aquinas on Intentionality: *A. Kenny* (ed.), Aquinas: A Collection of Critical Essays (London 1970) 307–321, kritisiert die Aristotelisch-Thomani-

die Sprachphilosophie des Aquinaten vor, als daß sie dazu anregen, sich mit seiner Sprachmetaphysik und deren hermeneutischen Konsequenzen auseinanderzusetzen, wie es etwa H.-G. Gadamer vorführt (3.5). Daneben gibt es etliche Arbeiten, die bestimmte philosophische oder theologische Probleme der Thomanischen Philosophie von sprachphilosophischen oder analytischen Gesichtspunkten her angehen, ohne daß sie deswegen als Literatur zur Sprachphilosophie Thomas von Aquins genannt werden könnten (zum Gottesproblem z. B. 4.1, 4.2, 4.3; vgl. auch 4.4).

Dazu wären schon eher drei kleine Untersuchungen zu rechnen, in denen die Thomanische Philosophie mit der Analytischen Philosophie konfrontiert oder mit Sprachphilosophie in Beziehung gesetzt wird (5.1 sowie 5.2 und 5.3).

Zu 5.1: In sehr gedrängter Form legt *Lucien Martinelli* seine ursprünglich als „Conférence Albert-le-Grand 1963“ vorgetragenen Überlegungen über „Thomas von Aquin und die Sprachanalyse“ dar. Bevor er die heutige analytische Philosophie vorstellt und ihr dann das analytische Vorgehen Thomas von Aquins gegenüberstellt, schildert er die „analyse médiévale“ (13–27). Auf sie war ein wesentlicher Teil der damaligen Ausbildung ausgerichtet, besonders der im ‚trivium‘ zusammengefaßte, der aus Rhetorik, Grammatik und Dialektik bestand. Zunächst stand die grammatische Methode im Vordergrund, die sich vor allem auf Priscian und Donatus stützte. Als dann in der Mitte des 12. Jahrhunderts zu den „Kategorien“ und „Peri hermenias“ das übrige logische Werk des Aristoteles bekannt wurde, verlegte sich das Interesse bald weitgehend auf die Logik, etwa die Weisen des Bezeichnens (modi significandi) und die Eigentümlichkeiten der Termini (terminorum proprietates).

Daß Thomas diese neuen Überlegungen kannte, ist kaum zu bezweifeln. In Neapel war sein Lehrer Martin von Dacien, dem man eine ‚Summa modorum‘ zuschreibt. Außerdem muß er das Standardwerk der mittelalterlichen Termlogik, die ‚Summulae logicales‘ des Petrus Hispanus, gekannt haben. In allen diesen Traktaten geht es um die Klärung und Untersuchung der alltäglichen Wörter, um ihre Funktion und um ihr Verhältnis zur Wirklichkeit. Gerade die Beziehung der Sprache zur Wirklichkeit wird von den Logikern und Grammatikern des Mittelalters besonders betont. Sie vergessen nicht, daß die Logik allein „nichts erklärt“. So steht Thomas nicht allein,

sche Theorie der Bedeutung, nach der Wörter Zeichen der geistigen Eindrücke und diese Ähnlichkeiten der Dinge sind.

- 3.5 H.-G. Gadamer, Wahrheit und Methode (Tübingen 21965) 399–404.
4. Untersuchungen zur Thomanischen Gotteslehre aus sprachphilosophischer Sicht
- 4.1 Th. Bonhoeffer, Die Gotteslehre des Thomas von Aquin als Sprachproblem: BeitrHistTheol 32 (Tübingen 1961). (Theologisch-hermeneutische Arbeit zum Verhältnis von Gottesauffassung und Sprache.)
- 4.2 V. Preller, Divine Science and the Science of God. A Reformulation of Thomas Aquinas (Princeton 1967) unternimmt es angesichts der Schwierigkeiten, die sich von der angelsächsischen Sprachanalyse her für die Aussagen über Gott ergäben, die Thomanische Lehre von Gott umzuformulieren; ähnlich wie im folgenden Werk 4.3 werden besonders Bedenken gegen die Gottesbeweise vorgetragen.
- 4.3 A. Kenny, The Five Ways. St. Thomas Aquinas' Proofs of God's Existence (London 1969). Sprachanalytische Untersuchung zur Beweiskraft der „quinque viae“ mit Mitteln der Logik und der „Ordinary Language Philosophy“.
- 4.4 Siehe auch die Arbeiten, die W. Brugger in seinem Artikel „Sprachanalytische Überlegungen bei Thomas von Aquin“ (Anm. 1) anführt.
5. Thomanische Philosophie und Sprachanalyse oder Sprachphilosophie
- 5.1 L. Martinelli, Thomas d'Aquin et l'analyse linguistique (Montréal/Paris 1963) 80 S.
- 5.2 J. Roig Gironella, Filosofía del lenguaje y la filosofía aristotélica de Tomás de Aquino: Pens 28 (1972) 29–79.
- 5.3 Ders., Algunas notas sobre las relaciones entre filosofía del lenguaje y la metafísica de Santo Tomás: Scritti in onore di C. Giacon. Miscellanea erudita 21 (Padova 1972) 217–257.

wenn er darauf besteht, daß Sprache nicht von der Wirklichkeit getrennt werden darf, indem er feststellt: „Viele sind in bezug auf die Formen dem Irrtum verfallen, weil sie darüber wie über Substanzen sprechen. Dieser Irrtum scheidet dadurch zu entstehen, daß die Formen wie Substanzen abstrakt bezeichnet werden, so etwa ‚die Weiße‘, ‚die Tugend‘ usw. Deshalb halten manche, die nur der Art des Sprechens folgen, die Formen für Substanzen.“ *De virt. in communi*, a. 11 (zitiert S. 26).

Was die gegenwärtige analytische Theorie angeht (29–46), so sieht sie sich verwandten Schwierigkeiten gegenüber. Es genügt der Hinweis auf die Typentheorie *Russells* oder die Stufentheorie der Prädikatenlogik bei Carnap. Überhaupt ist das Interesse an der Analyse der Sprache ein Zug, der Mittelalter und Gegenwart gemeinsam ist. Und manche Probleme haben eine ganz verblüffende Ähnlichkeit. So fällt aus, daß etwa *Russells* Theorie der Beschreibung (theory of descriptions) zugleich eine Theorie der Benennung und eine Art logische Grammatik der Artikel enthält, ähnlich den Fragen, die *Petrus Hispanus* in seinen *Summulae* behandelt, ja daß es sich auch bei *Russell* um eine Art Theorie der ‚terminorum proprietates‘ handelt. *Russells* zweites Instrument der Analyse – die er im übrigen für die einzige Methode einer eigenständigen Philosophie hält – ist die unmittelbare Erkenntnis (knowledge by acquaintance), die nichts anderes besagt, als daß wir einen Satz dann verstehen, wenn alle seine Wörter Dinge bezeichnen, die uns unmittelbar bekannt sind, oder auf solche Dinge zurückgeführt werden können. Dieses Prinzip der Analyse hat zur Folge, daß die Sprache bis in ihre kleinsten Bestandteile zerlegt werden muß (logical atomism). Eine Sprache, die einem solchen Ziel gerecht wird, nimmt notwendigerweise recht ausgefallene Formen an, erlaubt es aber dennoch nicht, die normale Sprache aufzugeben. Wenn einmal diese fundamentale Bedeutung der Alltagssprache erkannt ist – die im Mittelalter offenbar überhaupt nie in Frage stand –, liegt es nahe, daß sich ihr das Interesse zuwendet.

G. E. Moore, einer der ersten, der sich diesem Problemkreis zuwendet, war von sich aus eigentlich kein Philosoph. Was ihn zum Philosophen machte, war die Verwunderung – nicht über die Welt, sondern über die Philosophen, die da Dinge sagen, die der gewöhnlichen Einstellung und Erfahrung widersprechen. Und diese Philosophen selbst scheinen oft von ihren Äußerungen nicht ganz überzeugt zu sein. Sie verhalten sich ganz anders, als man aus dem, was sie sagen, vermuten könnte. Warum also sollte das, was Philosophen sagen, eher wahr sein als das, wovon die meisten anderen Leute überzeugt sind? Es ist nicht Aufgabe des Philosophen, wie *Moore* ihn versteht, andere, nichtempirische Wahrheiten zu finden, sondern zu zeigen, worauf die Äußerungen des Alltags und der Wissenschaft sich beziehen.

Der Punkt, an dem sich die beiden Ansatzpunkte kreuzen und von dem die Wege zur heutigen Analyse ausgehen, ist *Ludwig Wittgenstein*. Für ihn ist zunächst unsere alltägliche Sprache irreführend. Das Ideal wäre eine Sprache, die exakt die Fakten abbildet, sonst nichts. Alles, was darüber hinausgeht, verfällt dem Schweigen. Aber diese Position ist nicht endgültig. Die Suche nach einer idealen Sprache ist zum Scheitern verurteilt. Die Sprache des Alltags kann nicht umgangen werden. Zudem dient sie zu viel mehr als nur zum Abbilden von Fakten. Es bleibt nichts anderes übrig, als die verschiedenen Sprachspiele, in denen sich die verschiedenen Funktionen der Sprache zeigen, zu akzeptieren. Aufgabe des Philosophen ist es, „der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen“, Probleme, die aus dem Mißverständnis von Sprachspielen stammen, zu vertreiben. Es gibt keine eigene philosophische Sprache, Philosophie ist keine eigene Wissenschaft neben den anderen.

Nachfolger *Wittgensteins* in Cambridge ist *John Wisdom*, der seine Aufgabe als Philosoph mit der eines Psychoanalytikers vergleicht. Es geht darum, Probleme zum Verschwinden zu bringen durch den Nachweis, daß man sich durch das äußere Gewand der Sprache täuschen ließ. In Oxford arbeitet in ähnlicher Richtung *G. Ryle*.

Nach seiner Meinung entstehen viele philosophische Probleme dadurch, daß man die Kategorien der Sprache verwechselt. Das Wort „Kategorien“ wird von Ryle jedoch nicht in Übereinstimmung mit Aristoteles verwendet, sondern eher im Anschluß an den späten Wittgenstein und seine Sprachspiele.

Eine besondere Art von Sprachspielen untersucht *J. L. Austin*. Die Sprache hat ja nicht nur die Aufgabe, etwas über die Welt zu sagen, zu informieren, sondern sie stellt oft eine eigene Handlung dar, etwa bei Entschuldigungen u. dgl.

Nach diesem Abriss heutiger analytischer Philosophie wendet sich Martinelli Thomas von Aquin zu (47–71). Für diesen als Systematiker liegt die Bedeutung der Sprachanalyse vor allem in der Klärung der Begriffe und der Beachtung der Funktion der Sprache. Kleine Fehler und Ungenauigkeiten bei der Grundlegung eines Systems können sich im Lauf der Zeit zu schwerwiegenden Irrtümern auswachsen. Deshalb richtet sich sein Hauptaugenmerk auf die Klärung dessen, was mit einem Wort gemeint ist und unter welcher Rücksicht es gemeint ist. Dazu zieht er alles, was zu seiner Zeit über die Sprache bekannt ist, heran und verwendet es kritisch.

Aufgrund seines systematisch-theologischen Grundanliegens ist Thomas' Philosophie jedoch keinesfalls Sprachphilosophie. Es ist für Thomas ganz klar, daß nicht die Analyse der Sprache allein zu Erkenntnissen über die Wirklichkeit führt, sondern daß die Sprache, das, was gesagt wird, an der Wirklichkeit gemessen werden muß. Obwohl Martinelli an manchen Beispielen zeigt, wie Thomas bei seiner Analyse vorgeht, kann seine Arbeit nicht viel mehr vermitteln als das Bewußtsein, daß die Sprachanalyse bei Thomas einen wichtigen Platz einnimmt, allerdings allein als Methode der Philosophie, nicht als ihr Gegenstand. Eben deshalb wird auch die sprachphilosophische Auffassung von Thomas selbst in dieser Arbeit nicht erörtert.

Zu 5.2: *Juan Roig Gironella*, *Filosofía del lenguaje y la filosofía aristotélica de Tomás de Aquino* (Pens 28 [1972] 29–79), geht ähnlich vor. Zunächst umreißt er (29–51) die geschichtliche Entwicklung, die von der Beschäftigung mit der Sprache (vor allem bei L. Hervás y Panduro und Condillac) über die logische Sprachanalyse (Vertreter z. B. B. Russel, A.J. Ayer, Wiener Kreis) zur Sprachphilosophie heute geführt hat, zunächst der formalisierten Sprache (R. Carnap u. a.), dann der normalen Sprache, zur „Filosofía del Lenguaje humano“, wie er sagt. Diese ist erforderlich, weil die formalisierte Sprache weder die „gesprochene Sprache“ ganz wiederzugeben vermag noch darauf verzichten kann, ihre eigenen ontologischen Voraussetzungen zu bedenken. Er unterscheidet sodann, und das ist wichtig für das Verständnis seiner weiteren Ausführungen, Sprachphilosophie in reflexer und direkter Bedeutung. Die erste hat die Sprache selbst zum Gegenstand, die zweite untersucht das Verhältnis von sprachlichen Ausdrücken zur Wirklichkeit. Diese Philosophie betrachtet die Sprache, die „Mittel“ ist, das Denken und durch es die Realität auszudrücken, insofern sie „Rückschlüsse auf eben diese Wirklichkeit erlaubt“ (50).

Unter dieser Rücksicht untersucht er nun in der zweiten Hälfte seiner Arbeit (51–77) einige Thesen der „aristotelischen“ Philosophie Thomas von Aquins, so zunächst über das Verhältnis von Logik, Physik und Metaphysik und zur Lehre vom Urteil. Der Logiker, so zitiert er Thomas, betrachtet die Dinge, wie sie im Geist sind, der Metaphysiker hingegen, insofern sie Seiende sind. Die als Naturphilosophie verstandene Physik hält sich an einige partikuläre Prinzipien, während die Metaphysik „die ganze Weite der Prinzipien“ untersucht. In solchen Überlegungen betreibt Thomas Sprachphilosophie (dafür verwende er auch die Logik), aber er überschreite sie, indem er nach der letzten Bedeutung frage, die den Zusammenhang der Sprache selbst gewährleistet, sowohl zwischen ihren einzelnen Aussagen wie in ihrer zureichenden Begründung, die durch die „realidad existencial“ selbst gefordert sei (53).

Was die Lehre vom Urteil angeht, so unterscheidet er das „juicio“ als Akt des Denkens, der einem Subjekt ein Prädikat zuschreibt, von der „proposición“, dem

äußeren oder sprachlichen Ausdruck dieses Urteils – und entsprechend zwei verschiedene Weisen, auf die ein Wort Zeichen ist: „Das Wort bezeichnet vor allem den Begriff oder geistigen Akt, und vermittelt dessen wird das Wort Zeichen der bezeichneten Sache“ (56); hingegen hätten die „Analysten“ den Begriff beiseitegelassen und, nicht ohne schwerwiegende Folgen, das Wort als unmittelbares Zeichen der Sache betrachtet. Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „ist“ im Urteil zu untersuchen, sei Sache der „reflexen“, nicht der direkten Sprachphilosophie, die Thomas von Aquin betreibt, wie Gironella meint. Diese untersuche etwa, welche Voraussetzungen in der „extramentalen Realität“ gegeben sein müssen, damit vom selben Stück Papier einmal gesagt werden könne, es sei eben, und dann, wenn ich es biege, es sei gekrümmt, nämlich eine Unterschiedenheit von Subjekt und akzidenteller Form, wie – von anderen Urteilen ausgehend – die von Subjekt und substantieller Form. So gelangt er von einer „vorgängigen Grundanalyse des Urteils“ zur Theorie von Potenz und Akt, zu den „metasensiblen Prinzipien“ des sinnhaft Wahrnehmbaren und zur Realität der Substanz. Als letzte Implikationen der Sprache sieht er in ‚De ente et essentia‘ von Thomas durch den Ausschluß des Widerspruchs den Bezug zum Sein gefordert, und zwar letztlich zu einem aus seinem Wesen existierenden, zu Gott. In dieser „Analysis“ kämen alle großen Philosophen der aristotelisch-thomistischen Tradition überein, aber bei den weitergehenden Untersuchungen seien drei „Sprachphilosophien“ zu unterscheiden: die thomistische, die scotistische und die suarezianische.

Als Beispiel einer derartigen philosophischen Sprachanalyse stellt er dann die ‚quarta via‘ aus der S. Th. vor (73–77), sprachphilosophisch, weil Thomas feststellt, ‚magis et minus dicuntur . . .‘, also vom Sprachgebrauch ausgeht, der dieses „Mehr“ oder „Weniger“ von den verschiedenen Dingen aussagt, je nach dem, wie nahe sie einem kommen, das im höchsten Grad so ist. Und dieses ist der Grund für alle Dinge dieser Art (S. Th. I, q. 2, a. 3 c). „Das heißt, für den Zusammenhang der Sprache in dem, was sie bezeichnet, ist es notwendig, daß es in der Existenzwirklichkeit *ein Prinzip* gibt, das, um seine Vollkommenheit in verschiedenem Grad an mehrere mitzuteilen, den objektiven Grund für die Einheit liefert, damit die gemeinsame oder allgemeine Aussage wahr sei“ (75).

In dieser Art von tiefgründiger Sprachphilosophie, so schließt er, liegt keine Antithese, sondern eine Ergänzung zur Sprachanalyse vor; allerdings seien die vorgetragenen Untersuchungen als Einladung zu weiteren Studien zu verstehen.

Zu 5.3: In dem Artikel „Algunas notas sobre las relaciones entre filosofía del lenguaje y la metafísica de Santo Tomás“ führt J. Roig Gironella die Gedanken aus der zweiten Hälfte der gerade besprochenen Untersuchung noch etwas weiter aus. Wieder folgert er aus seiner „Urteilsanalyse“, die die Möglichkeit betrachtet, zu verschiedener Zeit verschiedene Urteile über denselben Gegenstand zu fällen, daß die Sprachanalyse die Theorie von Akt und Potenz impliziert, und daß die „bis zu ihren letzten oder metaphysischen Implikationen fortgeführte logische Analyse der Sprache“ für das Urteil eine „Verwurzelung in der Analogie des Seins“ fordert (231). Auch die „Existentialität“ der Form, die Partizipation und „das Seiende, dessen Essenz es ist, zu existieren“, werden aus der Sprache abgeleitet – oder, wenn man genauer zusieht, aus Sachverhalten, die nun einmal unvermeidlich sprachlich formuliert werden müssen.

Dann unterscheidet er – ebenfalls der oben vorgestellten Untersuchung entsprechend – eine thomistische und eine suarezianische Sprachphilosophie danach, ob sie in der „realidad existencial“, die für die Wahrheit einer Urteilszuschreibung erforderlich ist, eine reale oder nur eine begriffliche, aber realfundierte Unterscheidung zwischen dem existierenden Subjekt und seinem Sein annehmen. Schließlich legt er noch einmal die ‚quarta via‘ ausführlich als Beispiel einer „grandiosen Architektur wahrer Sprachphilosophie“ bei Thomas dar.

Obwohl in dieser Übersicht nicht der Ort für eine eingehendere Kritik dieser Auffassung ist, drängen sich doch einige kritische Hinweise auf. Zunächst ist der Titel der beiden Arbeiten von J. Roig Gironella insofern mißverständlich, als man – zumindest im deutschen Sprachgebrauch – unter Sprachphilosophie nur das versteht, was er eine „reflexe Sprachphilosophie“ nennt, nämlich eine, die die Sprache selbst zum Gegenstand hat. Zum anderen scheint mir der Vorschlag, auch jene „direkte“, die er vorstellt, Sprachphilosophie zu nennen, unglücklich und gefährlich. Unglücklich, weil sie darauf hinausläuft, eine Philosophie schon deshalb „Sprachphilosophie“ zu nennen, weil sie in ihren Überlegungen von sprachlichen Formulierungen ausgeht. Das tut aber jede Philosophie und Wissenschaft unvermeidlich, ob sie es ausdrücklich erwähnt oder nicht. Die bloße Erwähnung dieses Faktums, die nicht eigens darüber und damit über die Sprache reflektiert, macht aber die Philosophie so wenig zur Sprachphilosophie, wie eine andere Wissenschaft schon dadurch zur Sprachwissenschaft wird, daß sie anmerkt, sie werde sprachlich formuliert und mitgeteilt. Gefährlich aber ist eben das in den beiden Untersuchungen als Sprachphilosophie vorgeführte Verfahren, das aus sprachlichen Formulierungen Folgerungen für die Struktur der Wirklichkeit ableitet, weil es für nicht wenige im Lauf der Geschichte der Philosophie aufgetretene Irrtümer verantwortlich ist. Das aufgezeigt zu haben, ist eben ein Verdienst heutiger analytischer Sprachphilosophie. Gerade Thomas hat diese Gefahr nicht ignoriert, wie die bereits zitierte Stelle aus ‚De virtutibus in communi‘ gezeigt hat. Da die beiden Artikel von J. Roig Gironella nach ihrer erklärten Absicht nicht jene „reflexe“ philosophische Beschäftigung mit der Sprache näher untersuchen, die gemeinhin Sprachphilosophie genannt wird, liefern sie auch keine Informationen darüber, wie Thomas die Sprache philosophisch verstanden (nicht bloß verwandt) hat.

So bleiben an Arbeiten, die Thomas von Aquins Sprachphilosophie insgesamt darzulegen versuchen (also nicht bloß sein sprachphilosophisches Vorgehen an einigen Beispielen wie 6.1) nur zwei (6.2 und 6.3) hier vorzustellen:

Zu 6.2: Zunächst „Die Sprachphilosophie des hl. Thomas von Aquin und ihre Anwendung auf Probleme der Theologie“ von *Franz Manthey*, der für sich in Anspruch nehmen kann, damit die erste und bisher einzige Monographie zur Thomastischen Sprachphilosophie vorgelegt zu haben. Die Anregung dazu verdankt er Martin Grabmanns oben erwähntem Artikel (2.2), wie er im Vorwort bemerkt. Er leitet sein Buch mit einem Plädoyer für Sprachphilosophie ein. Dann schildert er kurz die Situation der Sprachphilosophie zur Zeit des Aquinaten. Sie findet sich u. a. in den Perihermeneias-Kommentaren, den Abhandlungen ‚De terminorum proprietatibus‘ oder ‚Logica moderna‘, dann den Traktaten ‚De modis significandi‘ oder ‚Grammatica speculativa‘. Aber auch in manchen theologischen Schriften sind bereits vor Thomas sprachphilosophische Überlegungen enthalten, besonders in den Genesiskommentaren und in Kommentaren zum Johannesevangelium, dessen Logoslehre reichlich Gelegenheit zu Spekulationen über die Sprache bot. Daneben ist im Vor-

6. Zur Sprachphilosophie Thomas von Aquins

- 6.1 *P. Cardoletti*, L'Analisi del linguaggio come metodo dell'indagine metafisica in S. T. d'A. Dal ente e essentia e dall' In V *Metaphysicorum. Experta ex diss.* (Gallarate 1960) 67 S.
- 6.2 *F. Manthey*, Die Sprachphilosophie des hl. Thomas von Aquin und ihre Anwendung auf Probleme der Theologie (Paderborn 1937) 268 S.
- 6.3 *V. Warnach*, Erkennen und Sprechen bei Thomas von Aquin. Ein Deutungsversuch seiner Lehre auf ihrem geistesgeschichtlichen Hintergrund: *Div Thom* (Freiburg/Schweiz) 15 (1937) 189–218, 263–290 und 16 (1938) 161–196 sowie 393–419 fortgesetzt unter dem Titel: Das äußere Sprechen und seine Funktionen nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin.

feld theologischer Erörterung, bei der Klärung und Präzisierung der Terminologie, manches an angewandter Sprachphilosophie zu finden.

Die beiden Hauptteile des Werkes, die sich dann Thomas selbst widmen, behandeln dessen Sprachphilosophie (54–203) und ihre Anwendung auf Probleme der Theologie (204–248).

Für die Darlegung der Thomanischen Sprachauffassung sind besonders die ersten drei Kapitel philosophisch interessant, die (I.) „Das Wesen und die Aufgabe der Sprache“, (II.) die „Gesprochene, gehörte und geschriebene Sprache“ und (III.) „Die Probleme der Bedeutung“ zum Gegenstand haben. Es schließen sich dann „Genetische Probleme“ (IV. Kapitel) und mehr grammatische Erörterungen über „Die Bestandteile der Sprache“ (V. Kapitel) an. Im 6. und 7. Kapitel werden ganz kurz „Der uneigentliche Gebrauch der Sprache“ und die „Einordnung dieser sprachphilosophischen Ausführungen in das System der Sprachwissenschaften des hl. Thomas von Aquin“ behandelt. Die beiden letzten Kapitel dieses philosophischen Teils schließen ihn mit Untersuchungen über „Die Quellen der Sprachphilosophie des hl. Thomas“ und über seine Stellung in der Geschichte der mittelalterlichen Sprachphilosophie ab.

„Allgemein anerkannt – und von Thomas selbst häufig betont – ist, daß alles Sprechen ein Zeichengeben sei, durch gewisse Zeichen geschehe“, so beginnt Manthey das erste Kapitel mit seinen Ausführungen über das Wesen der Sprache (54); daher behandelt er zunächst die Lehre von den Zeichen bei Thomas. Zeichen für etwas kann jede Sache sein, am besten eignen sich dafür jedoch die Sprachlaute. Unter den bezeichneten Dingen aber sind die sonst für andere verborgenen psychischen Geschehnisse, Begriffe, Urteile, aber auch Affekte hervorgehoben, die selbst wieder auf Gegenstände gerichtet sein können: „Die Sprache ist das Zeichen unserer Seelenzustände“ (58). V. Warnach hat in seiner Besprechung dieser Arbeit (DivThom Freiburg/Schweiz 16 [1938] 465–467) zu Recht darauf hingewiesen, daß Manthey durch diese Definition „mit sich selbst in Widerspruch“ gerate (467), da er im einleitenden Kapitel „Vom Nutzen und Wesen der Sprachphilosophie“ die Beschäftigung mit den psychischen Akten gerade der Psychologie zugewiesen hat, während die Philosophie „vor allem die Gebilde dieser Akte“ zu betrachten habe (17). Hingegen führt er in seiner Arbeit selbst vor, daß Thomas durchaus auch den Akt des Sprechens untersucht (z. B. die kurze Ausführung über die Bedeutung des Ausdrucks ‚locutio‘ [63] und über den ‚Sprechakt und das Hören‘ [64–66]). Allerdings stellt die Auffassung, die Sprache bezeichne nach Thomas zunächst die Gedanken und diese wiederum erst die Dinge, eine Auffassung, die etwa Wittgenstein in seinen „Philosophischen Untersuchungen“ entschieden bekämpft, wohl kaum eine Fehldeutung der Thomanischen Sprachphilosophie dar, zumal wir ihr auch in den anderen Arbeiten öfters begegnen. Ihr entspricht in der Thomanischen Lehre von der Bedeutung der Sprachzeichen, die Manthey im dritten Kapitel des ersten Hauptteils behandelt, die These: „Das Wort ist eben Zeichen des Gedankens, bedeutet ihn“ (68, mit den in der Fußnote 3 dort angegebenen dazugehörigen Thomasstellen). Sie wird allerdings im folgenden modifiziert durch die Erweiterung: „Bedeutung ist also nach Thomas sowohl das Ding, die res, als auch der Gedanke“ (69). In neuerer Zeit habe man, meint Manthey, „nur für das significare des Gedankens den Ausdruck ‚Bedeutung‘ beibehalten; das significare des Dinges dagegen nennt man wohl meist ‚Bezeichnen‘.“ „Der Gedanke wäre dann die Bedeutung des Wortes, das Ding sein Designat“ (69). Das erinnert an die Unterscheidung bei Frege, nur daß bei ihm umgekehrt die bezeichnete Sache Bedeutung genannt wird.

Bei Thomas wird der Gedanke, für den das Zeichen steht, ‚verbum mentis‘ genannt, sein sinnhaft wahrnehmbares Zeichen ‚verbum oris‘. Auch die innere Vorstellung des äußeren Wortes wird ‚verbum‘ genannt, nämlich ‚verbum interius‘, das nicht identisch ist mit dem ‚verbum mentis‘ (70–73). Zwischen Wort und Gedanken

herrscht wohl eine gewisse Entsprechung, doch ist das Wort nicht mit dem Gedanken identisch, wie Mehrdeutigkeit und Synonymität zeigen; auch ist nicht die Herleitung einfachhin für die Bedeutung eines Wortes maßgeblich (74–78).

Neben der ‚significatio‘, der Bedeutung schlechthin, kommt den Worten auch noch eine ‚consignificatio‘ zu, das, was sie mitbedeuten. So schließen etwa die verschiedenen Formen des Zeitworts außer ihrer ursprünglichen Bedeutung auch noch einen zeitlichen Bezug mit ein. Daneben ist zu beachten, daß ein Wort seinen Gegenstand auf verschiedene Arten bedeuten kann, beispielsweise als Substanz oder als akzidentelle Bestimmung. Diese Arten des Bedeutens, die ‚modi significandi‘, spielen wie in der übrigen mittelalterlichen Sprachphilosophie auch bei Thomas eine wichtige Rolle (78–84).

Von der Bedeutung ist noch die Supposition zu unterscheiden (84–86). Ein Wort bedeutet einen bestimmten Begriff allgemein, kann aber für jedes einzelne Wesen oder jeden einzelnen Gegenstand, der unter diesen Begriff fällt, verwendet werden. Die Supposition eines Wortes ist das, was ein Wort in einem bestimmten Fall meint. Die Unterscheidung zwischen formaler und materieller Supposition, die vom logischen Standpunkt aus sehr wichtig ist, weil sie der modernen Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache entspricht, erwähnt Manthey hier nicht.

Die anschließenden Ausführungen Mantheys zur Genese der Sprache bei Thomas von Aquin (86–102) widersprechen der von Thomas sonst entschieden gehaltenen Auffassung, daß die Namen ‚ad placitum‘ beliebig nach Übereinkunft seien, daß also – wie auch Manthey angibt – der tatsächliche Gebrauch für ihre Verwendung maßgeblich ist. Doch Thomas hat sich nicht selbst widersprochen. Vielmehr verwendet Manthey leider den Genesiskommentar als Basis für seine Ausführungen, obwohl er weiß, daß dieser nicht von Thomas selbst sein dürfte.

Die ausführlichen Erörterungen Mantheys über „Die Bestandteile der Sprache“ (102–155) sind wohl eher von Bedeutung für die Geschichte der Grammatik, sie sind aber auch für die Sprachphilosophie nicht ganz unerheblich. Die Bestandteile der Sprache gliedern sich auf nach zwei Gesichtspunkten, nämlich nach den Arten der bedeutungsvollen Laute und nach den grammatikalischen Funktionen dieser Laute.

Die Silben als Lautbestandteile eines Wortes sind selbst noch ohne Bedeutung, erst die vox, das Wort, hat Bedeutung. Die Terminologie ist jedoch bei Thomas nicht immer eindeutig. Eine ‚vox complexa‘, also ein zusammengesetzter sinnvoller Laut, heißt ‚oratio‘. Unter den ‚orationes‘ ist die ‚enuntiatio‘ besonders wichtig. ‚Enuntiatio‘ bedeutet „Aussage“. Sie unterscheidet sich von den anderen Arten der ‚oratio‘ dadurch, daß sie wahr oder falsch sein kann; das muß bei einer ‚oratio‘ nicht der Fall sein, da sie ja auch Wünsche und Bitten oder Fragen ausdrücken kann. Notwendige Bestandteile einer ‚enuntiatio‘ sind ‚nomen‘ und ‚verbum‘ in unserem heutigen grammatikalischen Sinn.

Eine wichtige Unterscheidung ist die zwischen kateorematischen und synkateorematischen Ausdrücken. Kateorematische Ausdrücke sind solche, die für sich allein etwas bedeuten, während synkateorematische Ausdrücke nur im Zusammenhang mit anderen Wörtern bedeutsam sind.

Es wird nach Manthey nicht klar, ob Thomas den synkateorematischen Ausdrücken eine Bedeutung abspricht, oder ob er nur die besondere Art der Bedeutung dieser Ausdrücke hervorheben will. Wenn man angibt, daß diese Ausdrücke kein Designat haben, keinen Gegenstand (res) bezeichnen, dann kommt man mit einer großen Zahl anderer Wörter in Schwierigkeiten, die auch keinen Gegenstand bezeichnen, aber dennoch Kateoremata sind. Die Unklarheit beginnt bei Manthey da, wo er definiert: „Bedeutung ist also nach Thomas sowohl das Ding, die res, als auch der Gedanke“ (69). Für Thomas scheint jedoch die Bedeutung immer der intendierte Inhalt zu sein und nicht die Intention selbst. Auch nach ihren grammatikalischen Funktionen lassen sich die Ausdrücke in kateorematische und synkateorematische

unterteilen. Die synkategorematischen sind die Präpositionen, die Adverbien, die Konjunktionen und die Artikel. Dazu kommen in bestimmten Fällen Adjektive und Pronomina und vor allem die Negation. Die kategorematischen Ausdrücke sind ‚nomen‘ und ‚verbum‘. Zu den ‚nomina‘ gehören Substantiv, Adjektiv und Pronomen.

Die ‚nomina‘ lassen sich verschieden einteilen, entweder nach der äußeren Gestalt in zusammengesetzte und einfache oder von der Bedeutung her in univoke, äquivoke und analoge, wobei nach Manthey die analogen eine gewisse Mittelstellung zwischen univoken und äquivoken einnehmen. Analoge ‚nomina‘ sind besonders wichtig bei der Namengebung und Namenübertragung, vor allem für die Gottesfrage.

Vom Gegenstand her kann schließlich unterteilt werden in konkrete und abstrakte Namen und in Allgemeinamen und Eigennamen. Während die Substantive ‚supponieren‘, also ihren Gegenstand tragen, ‚kopulieren‘ die Adjektive, das heißt, sie verbinden ihr Suppositum mit einem durch ein Substantiv bezeichneten Suppositum. Die Pronomina ‚determinieren‘, sie versehen mit einem Unterscheidungsmerkmal, entweder durch Rückbeziehung (reflexiva) oder durch Hinweis (demonstrativa).

Die ‚verba‘ bedeuten das, was von einem Gegenstand ausgesagt wird, ein Handeln oder Erleiden, unter Mitbedeutung der Zeit. Das Verb ist also stets Prädikat, oder besser, es prädiziert. Ohne Verb gibt es keine Prädikation. Eine Sonderstellung nimmt das Verb ‚esse‘ ein. Es ist nämlich in jedem Verb enthalten. Es ist als Kopula Zeichen der Komposition und stellt zusammen mit Subjekt und Prädikat einen Redeteil her, der wahr oder falsch sein kann. Dazu hat esse nach Manthey auch noch die Bedeutung von ‚existieren‘.

Thomas nennt in seiner Einteilung auch infinite Nomina und Verba. Infinite Nomina entstehen durch Negation eines Nomen, da ja dadurch nur der Gegenstand, den das Nomen bedeutet, ausgeschlossen wird, alle unendlich vielen anderen jedoch zugelassen werden. Dasselbe ist beim infiniten Verb der Fall, nur daß hier eine bestimmte Art von Handeln oder Erleiden abgesprochen wird.

Bereits diese Überlegungen enthalten Aussagen zum Satz. Jeder Satz besteht nach Thomas aus Subjekt, Kopula und Prädikat. Alles, was im Begriff des Prädikats enthalten ist, muß dem Subjekt zukommen, jedoch nicht unbedingt umgekehrt. Der Prädikatsterminus beschränkt den Subjektsterminus, vor allem durch den konsignifizierten Zeitbezug. Als Prädikat besonders geeignet ist das Verb, da es stets eine ‚actio‘ oder ‚passio‘ ausdrückt.

Nach kurzen Ausführungen über den uneigentlichen Gebrauch der Sprache (155–157) stellt Manthey eine Sammlung der von Thomas selbst zitierten Quellen zusammen, die er unterteilt in Quellen aus dem Altertum, aus der Patristik, aus dem frühen Mittelalter, aus den Schriften der Araber und Juden, und in Zitate aus den Grammatikern. Zu den vermutlichen, jedoch von Thomas nicht zitierten Quellen rechnet Manthey Albertus Magnus, Wilhelm von Shyreswood (im Text [181] heißt es Syreswood) und vor allem Peter Abälard.

Zur Stellung des Thomas in der mittelalterlichen Sprachphilosophie (183–203) meint Manthey, daß Thomas die ‚Summulae logicales‘ des Petrus Hispanus nicht unbedingt gekannt haben muß, aber er kannte jedenfalls die wichtigsten Ergebnisse der terministischen Logik. Außerdem war ihm wohl auch das, was sich später in den ‚Tractatus de modis significandi‘ und in der ‚Grammatica speculativa‘ niederschlug, zum guten Teil bekannt und ebenso die beiden Grammatiker Donatus und Priscian. Doch Thomas hat zu diesen Fragen kaum Eigenes erarbeitet, wengleich Ansätze zu den einzelnen Themen vorhanden sind.

Im zweiten Teil seines Buches beschäftigt Manthey sich mit der Anwendung der Sprachphilosophie auf theologische Probleme durch Thomas. Ähnlich wie schon vor Thomas wird die Sprachphilosophie zur Formulierung von Einwänden, zur Lösung von Schwierigkeiten, zur Erklärung von Texten und vor allem zur Bereitstellung einer sauberen Terminologie verwendet.

Doch nicht nur methodisch, auch inhaltlich gehen sprachphilosophische Ergebnisse in die Lehre des hl. Thomas ein, so etwa bei den Untersuchungen zu den Namen Gottes. Zur Formulierung verschiedener Lehren zur Trinität werden Suppositionslehre und Lehren über die *modi significandi* herangezogen, ja Thomas zeigt sogar, daß man leicht in Irrlehren verfällt, wenn man die Eigentümlichkeiten und Regeln der Sprache außer acht läßt. Bekannt ist die Bedeutung der Analogielehre für die Gotteslehre des Thomas von Aquin. Auch für das Gebet und für das Sprechen Gottes zum Menschen sind sprachphilosophische Überlegungen von Bedeutung. In Christologie und Angelologie, in der Sakramentenlehre, in der Lehre über die Sünden, vor allem die Wortsünden, und bei der Erklärung der Sprachwunder arbeitet Thomas mit den Mitteln der Sprachuntersuchung.

Nicht nur, weil sie die erste und einzige Monographie zur Sprachphilosophie Thomas von Aquins ist, verdient die Arbeit Mantheys Beachtung, sondern auch wegen der Fülle des verarbeiteten Materials; die bei Thomas im ganzen Werk verstreuten sprachphilosophischen Erörterungen sind, wie die beeindruckenden Stellensammlungen in den Fußnoten bezeugen, von Manthey zusammengetragen und in eine systematische Ordnung gebracht worden. Daß dabei Ungenauigkeiten und Fehlinterpretationen unterlaufen, daß vor allem die kritische Auseinandersetzung mit der Position des Aquinaten weitgehend ausbleibt, muß ebenso in Kauf genommen werden wie die sich erst aus heutiger Sicht ergebende Schwäche, daß wertvolle Ansätze zu Überlegungen, die die gegenwärtige Sprachphilosophie bestimmen, nicht verwertet werden. Dafür – neben den erwähnten Andeutungen zu einer Theorie vom Sprechakt – zum Schluß nur ein Beispiel. In einer überraschenden Ähnlichkeit zu der von Karl Bühler aufgezeigten dreifachen Funktion der Sprache als Darstellung, Kundgabe und Appell findet sich bereits bei Thomas (S. Th. II, II, q. 76, a. 1, c.) eine Unterscheidung von drei Aufgaben der Sprache als ‚enuntiatio‘, die etwas feststellt, als Befehl, der etwas bewirkt, und als ‚expressio affectus‘. Manthey nennt diese Stelle, aber er läßt sich nur ganz kurz darauf ein (59 f.), jedenfalls verglichen mit seinen langen Ausführungen zu eher grammatischen Fragen. Aus dieser Sicht wäre also eine andere Gewichtung der sprachphilosophischen Probleme bei Thomas und ein entsprechend gründlicheres Eingehen auf einige wünschenswert, wie etwa auf das Problem der Bedeutung oder das des Verhältnisses von Sprache und Erkennen.

Zu 6.3: Diesen und ähnlichen Fragen bei Thomas genauer nachzugehen, hatte sich Viktor Warnach in seiner zur gleichen Zeit wie Mantheys Untersuchung veröffentlichten Artikelfolge über „Erkennen und Sprechen bei Thomas von Aquin“ vorgenommen. Da Thomas keine „gesonderte Sprachphilosophie“ betrieben hat, wie Warnach in einer einleitenden Bemerkung feststellt, will er versuchen, dessen Sprachauffassung aus einem Vergleich seiner Texte zu gewinnen; dem aber will er einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Sprachproblems bis zu Thomas vorausschicken.

Wie stellt sich nun das Problem im Lauf der Geschichte dar? Zunächst werden im mythischen Denken Wort, Gedanke und Sache naiv gleichgesetzt. Ein erster Ansatz zu einer philosophischen Deutung dieses Zusammenhangs findet sich bei Heraklit, der den Logos als Weltgesetz deutet. Für Parmenides steht der verlässliche Logos im Gegensatz zu den trügerischen Worten. Die Pythagoräer vertreten dagegen die Auffassung, daß die Worte von Natur aus mit den Dingen übereinstimmen. Demokrit und die Sophisten waren überzeugt, daß die Worte durch Übereinkunft zustande gekommen seien.

Platon unterscheidet ein zweifaches Sprechen, das äußere, lauthafte, und das innere, stimmlose, welches mit dem Meinen und Denken identisch ist. Der innerliche Logos ist eine Zusammenfassung des Denkens und Meinens, sein Erzeugnis ist das Eidos, in dem sich Idee und Erscheinung begegnen. Der äußere Logos ist nur wie ein Bild des Gedankens im Laut, unzuverlässig und wandelbar. Doch bleibt Platon „... noch

im Banne der ‚archaischen Logik‘, für die der ‚unlösbare Zusammenhang‘ von Denken und äußerem Sprechen eine selbstverständliche Voraussetzung darstellt“ (DivThom 15 [1937] 208).

Aristoteles hat die platonischen Ergebnisse weiterentwickelt. Für ihn ist das grundlegende Sprachgebilde der Laut als Träger der Bedeutung. Auf Grund einer Übereinkunft steht der Laut für eine Sache. Doch es kommt nicht auf die äußere lautliche Einkleidung an, sondern auf den inneren Gehalt. Dennoch ist das äußere Sprechen die Erscheinungsform des inneren Denkens. Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen. Der Satz meint stets einen bestimmten Sachverhalt. Die Bedeutung des Wortes wird erst innerhalb der Satz Ganzheit näher festgelegt. Jeder Satz enthält das Ausgesagte und das, von dem etwas ausgesagt wird.

Die Stoa betrachtet die Sprache im Zusammenhang mit der Logik, die sie erweitert; Rhetorik und Grammatik gehören nun dazu, da die Stoiker die Lehre vom innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Denken festhalten. Der menschliche Logos ist Teil des allgemeinen Weltlogos, und in diesen ist auch die Sprache einbezogen. Nach Meinung der Stoiker ist die Sprache von Natur aus entstanden, so daß die Worte von Natur aus wahr sind. Daher kann die Etymologie etwas über den wahren Kern der Namen sagen. Die Begriffe und Ideen sind dagegen rein subjektive Phantasmata.

Um diese Zeit entstanden die ersten Grammatiken, in denen die Etymologie deutlich vor der Syntax rangiert. Auch der Logos-Gedanke taucht immer wieder auf und erhält eine theistische Note, so vor allem bei Philon als Weisheit Gottes und bei Plotin als Mittler zwischen den einzelnen Stufen der Entfaltung des ursprünglichen Einen.

In der Patristik spielt zunächst die Spekulation über den Logos als Schöpfer der Welt und Vollender der Schöpfung eine bedeutende Rolle. Den größten und nachhaltigsten Einfluß übte hier Augustinus aus. Nach ihm sind die äußeren Laute vergänglich und veränderlich. Zweck der Sprache ist es, anderen die Gedanken mitzuteilen, deshalb sind die Worte Zeichen der Gedanken und Absichten. Laute ohne derartige Bedeutung gehören nicht zur Sprache. Als Zeichen ist das Wort auf eine Sache bezogen, doch ist diese Beziehung wegen der Veränderlichkeit der Lautgehalte nicht eindeutig erkennbar. Es bleibt eine große Kluft zwischen der Lauterscheinung und dem seelisch-innerlichen Gedanken. Das Wort kann nur Erinnerungen in uns wachrufen oder zum eigenen Forschen anregen. Wie ist dann das Verhältnis von Sprache und Erkennen zu deuten? Wie erhält der Mensch Kunde von den Dingen? Letztlich durch die Erleuchtung Gottes, antwortet Augustinus. Das geistige Wort, in dem der Erkennende die Wahrheit der Dinge besitzt, ist gleichsam der Widerschein, den das göttliche Licht in der Seele erzeugt. Diese innerliche Sprache ist also für Augustinus wesentlich ein geistiges Geschehen und als solches die Vollendung des Denkens.

Neben Aristoteles beeinflusst Augustinus die Sprachlehre in der Scholastik und bei Thomas entscheidend. Bei Thomas selbst läßt sich jedoch noch eine dritte Hauptquelle erkennen, nämlich die Sprachphilosophie des frühen Mittelalters und der frühen Scholastik, die Thomas ja selbst beim Studium der ‚artes‘ ausführlich kennengelernt haben muß.

Der Augustinismus, der sich aber dem aristotelischen Gedankengut geöffnet hat, wird in ihr vor allem von der Pariser Franziskanerschule und in Oxford vertreten, wo man sich mehr mit der empirischen Grundlage des Aristotelismus beschäftigt. Ihm steht der ausgeprägte Aristotelismus, der sogenannte „lateinische Averroismus“, gegenüber, dem die meisten Sprachlogiker nahestanden. Schließlich gibt es noch die Bemühung um eine christliche Aristotelesrezeption, die platonisch-augustinischem Denken gerecht werden will. Hier ist vor allem Albertus Magnus zu nennen. Durch seine Ausbildung war Thomas von Aquin mit diesen Bestrebungen in enger Berüh-

zung. Auch er unternahm es, augustinisches und aristotelisches Denken zu vereinigen und die christliche Lehre auf der Grundlage des Aristoteles zu erneuern.

Nach dieser gründlichen Übersicht über die vor Thomas liegende Geschichte des Sprachproblems wendet sich Warnach im letzten Aufsatz der Folge unter dem Titel „Das äußere Sprechen und seine Funktionen nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin“ (DivThom 16 [1938] 393–419) schließlich der Sprachauffassung des Aquinaten selbst zu, der zwar die Frage „Was ist die Sprache?“ nicht ausdrücklich stelle, jedoch allenthalben in seinen Schriften „tiefgründige Erörterungen über sprachtheoretische Probleme“ (393) eingestreut habe. Seine Sprachlehre behandelt neben der grammatikalisch-logischen Seite vor allem den Akt des Sprechens (*locutio*) und dessen Ergebnis, das ‚*verbum*‘ oder die ‚*vox significativa*‘. „Im Anschluß an Aristoteles bestimmt Thomas das Sprechen als vitalen Akt, der im Hervorbringen von Lauten besteht“ (397). Als akustisches Phänomen ist die Sprache dem Raum und der Zeit unterworfen und insofern flüchtig und veränderlich. Teilweise soll das durch die Schrift behoben werden. Thomas unterscheidet scharf zwischen artikulierten und nichtartikulierten Lauten. Das äußere Sprachgeschehen vollzieht sich als Hervorgehen aus der Seele des Sprechenden, als Äußerung mittels der Sprechorgane, als Übermittlung der artikulierten Laute durch die Luft, als Eindruck im Gehörorgan und als Aufnahme in die Seele des Hörenden.

Zunächst ist die Sprache Ausdruck einer seelischen Innerlichkeit. So ist die Sprache eine spontane Lebensäußerung. Eine solche Äußerung offenbart ein innerseelisches Ereignis für andere. Diese Zeichenfunktion ist für Thomas viel wichtiger als die unmittelbare Ausdrucksfunktion. Denn eine sprachliche Äußerung hat vor allem den Zweck, einen objektiven Inhalt anderen mitzuteilen. Deshalb ist die Sprache wesentlich auf Gemeinschaft ausgerichtet. Die Mitteilung an andere muß durch sinnhafte Zeichen geschehen.

Vier Momente gehören zum Wesensaufbau des Sprachzeichens: 1. Der Träger der Zeichenfunktion, der bezeichnende Gegenstand, 2. die Repräsentation des Gegenstandes durch das Zeichen, 3. die Bedeutung des Zeichens, 4. die Vermittlung der Erkenntnis an andere. Der Laut, die ‚*materia*‘ der Sprache, kann nur dann zu einer Erkenntnis führen, wenn etwas dargestellt wird (*repraesentatio*). Das Zeichen übernimmt die Stellvertretung eines anderen, Fremden. In diesem Bezug zur bezeichneten Sache besteht nach Thomas von Aquin die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens. Die Bedeutung ist die ‚*forma*‘ des Lautes. Laut und Bedeutung ergeben das ‚*verbum*‘. Die Bedeutung der Sprachform richtet sich auf die gemeinten Dinge: ‚*Et sic patet, quod voces referuntur ad res significandas, mediante conceptione intellectus*‘ (S. Th. I q. 13, a. 1, c.). Die Worte bezeichnen demnach unmittelbar die Verstandesbegriffe und durch deren Vermittlung die Dinge (410). Die Art des Bezeichnens folgt der Art des Erkennens. Doch unterschätzt Thomas nicht die Gegenstandsbezogenheit des Sprechens. Der Begriff meint nicht nur die psychischen Gebilde, sondern die intendierten Gegenstände. Die Wahrheit eines Ausdrucks hängt nicht von der Vorstellung, sondern vom dargestellten Sachverhalt ab. Die einzelnen Sprachzeichen sind willkürlich, auch wenn sie natürlich, durch die Organe des Menschen hervorgebracht sind (413). Daher gibt es auch den Bedeutungswechsel bei Wörtern und die Bedeutungsvielfalt. Doch das bedeutet keineswegs volle Willkür im Umgang mit den Zeichen, denn der vorherrschende Sprachgebrauch legt der Willkür Schranken auf. Die genaue Wortbedeutung wird erst dadurch festgelegt, daß ein Wort durch die ‚*attributio*‘ oder ‚*praedicatio*‘ einem konkreten Sachverhalt beigelegt wird. Deshalb ist erst der Satz eine ‚*interpretatio*‘ für eine Sache. Die einzelnen Bestandteile des Satzes verhalten sich wie ‚*dispositiones*‘ zum Sinn des ganzen Satzes. Dafür spielt die ‚*suppositio*‘ eine große Rolle, da sie die bestimmte Art der Anwendung eines Wortes auf den gemeinten Sachverhalt besagt (414 f.).

Zum Gegenstand des Sprechens kann etwas nur durch die ‚*intentio*‘, das „Meinen“,

werden. Dieses Meinen kann trotz der Einfachheit des Gegenstandes nur durch Teilung und Zusammensetzung (*divisio et composito*) geschehen. Die Beziehung auf den Gegenstand geschieht zunächst durch den Geist und wird durch das Hervorbringen der Wörter sinnhaft wahrnehmbar und zum Zeichen für andere.

Der Hörer seinerseits muß das empfangene Zeichen, das nur virtuell eine Bedeutung hat, deuten. Eine explizite Deutung wäre nur in Zweifelsfällen nötig, doch sind die Bedeutungen meist wegen ihrer Unbestimmtheit unklar und verlangen eine Auslegung. Der Deutung folgt dann das Verstehen. Das Verstehen ermöglicht es dem Hörer, Einsicht in die vom Sprecher gemeinte Gegenständlichkeit zu gewinnen.

Zum Schluß macht auch Warnach auf die Entsprechung einer Thomastischen Überlegung mit einer sprachphilosophischen Ansicht der Gegenwart aufmerksam: Die Sprache hat nach Thomas einen dreifachen Bezug: 1. einen subjektiven auf den Sprecher, der seine Innerlichkeit ausdrückt, 2. einen objektiven auf den gemeinten Gegenstand und 3. einen sozialen auf den Hörer, dem etwas über den Gegenstand mitgeteilt wird.

Leider bricht hier die Aufsatzreihe Warnachs ab. Er hatte sich vorgenommen, die bisherigen Ausführungen durch einen Artikel „Das Denken als inneres Sprechen bei Thomas von Aquin“ zu vervollständigen und einen Vergleich mit der Sprachphilosophie der Gegenwart anzustellen, er hat jedoch diesem Vorsatz nicht mehr entsprochen. So bleiben seine Ausführungen, obgleich sie eingehender und genauer sind als die Mantheys, verglichen mit dessen Arbeit, ein Torso.

Als Resultat dieser Übersicht läßt sich demnach kurz feststellen: Nur zwei Arbeiten liegen vor, die Thomas von Aquins Sprachphilosophie darstellen; davon ist die Arbeit Mantheys zwar ziemlich umfassend, entspricht aber dem heutigen Fragestand nicht, wohingegen Warnach gründlicher und mehr dem Interesse heutiger Sprachphilosophie gemäß informiert, jedoch seine Untersuchungen unvollendet abbricht. Der Bestand ist also unbefriedigend; gerade dadurch aber könnte er als Ansporn zu einer erneuten und eingehenderen Beschäftigung mit der Sprachphilosophie Thomas von Aquins wirken. Daß sie ein solches Interesse verdiente, zeigen die vorliegenden Arbeiten immerhin zur Genüge.